

# Aufklärung und Lesewut

von Hermann Bausinger

*Diesem Aufsatz liegt ein Referat zugrunde, das anlässlich des 75. Geburtstages von Dr. Dieter Narr am 7. September 1979 in Schwäbisch Hall gehalten wurde.*

Es mag erlaubt sein, auch hier einige Anmerkungen zu dem besonderen Anlaß zu machen, zumal schon die Wahl des Themas als ein Zeichen von Respekt und Dankbarkeit gegenüber Dieter Narr verstanden werden darf. Es führt zeitlich in einen Bereich, in dem er sich in seinen Forschungen vor allem bewegt und den er erschlossen hat<sup>1</sup>. Ja man könnte sagen, es handelt sich um einen Geburtstagsstrauß, der großenteils im Garten des Jubilars gepflückt wurde – und mehr noch: nicht nur Materialien, Zitate und Belegstellen wurden aus seinen Schriften übernommen, Dieter Narr hat uns auch die besondere historische Sehweise gelehrt auf ein Zeitalter, das sich mit raschen Etikettierungen nicht charakterisieren läßt, dessen gängige Epochenbezeichnungen bei näherem Zusehen eher Fragen als Antworten sind, und dessen analytische Aufteilung und Gliederung oft genug überspült wird vom bewegten Leben der Zeit.

Der Einfluß Dieter Narrs auf die jüngeren Historiker verschiedener Provenienz war und ist groß. Es mag genügen, ein Beispiel dafür anzuführen. Ende 1978 erschien die vielleicht stattlichste und substantiellste Monographie, die in den letzten Jahren zur Aufklärungszeit herauskam, Reinhart Siegerts Untersuchung des um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert verbreitetsten und meistgelesenen Buches, des „Noth- und Hülfsbüchleins“ von Rudolf Zacharias Becker<sup>2</sup>. In der Einleitung schildert der junge Autor, wie er sich in und zwischen den verschiedensten akademischen Disziplinen bewegen mußte: Literaturgeschichte, Sozialgeschichte, Kirchengeschichte, Agrargeschichte, Geschichte des Buchwesens, Volkskunde auch. Dann aber schreibt er: „Das Bild der Aufklärung, das hinter dieser Arbeit steht, entstand abseits des institutionalisierten Wissenschaftsbetriebs. Es bildete sich in vielen Gesprächen mit meinem verehrten Mentor Dr. Dieter Narr. Ihm widme ich diese Arbeit“<sup>3</sup>.

Reinhart Siegert betont hier nicht nur seine Abhängigkeit von der differenzierten Blickweise Dieter Narrs; er deutet auch an, wie ihm diese vermittelt wurde. Gerade angesichts des eben erschienenen umfangreichen Sammelbandes von Dieter Narr erscheint es sinnvoll, darauf hinzuweisen, daß seine wissenschaftliche Wirksamkeit sich nicht in solchen Aufsätzen erschöpft. Der unermüdliche, auch nur andeutende Fragen vielschichtig und genau beantwortende Briefschreiber Narr muß hier ebenso erwähnt werden wie der Streitbar-versöhnliche Diskutant und Gesprächspartner. Was in der dünnen und gleichwohl manchmal stickigen Luft akademischer Geschäftigkeit mühsam organisiert und in Nomenclaturen wie ‘Symposion’ oder auch ‘Workshop’ demonstrativ beschworen wird, entstand und entsteht in seinem Beisein fast wie von selbst: das lebhaftes, sokratisch geführte Gespräch, das nicht nur schon Bekanntes ausbreitet, sondern

behutsam, vorsichtig abwägend und doch fortiter in re auch Neues erschließt. Mit dieser Bemerkung ist unversehens auch schon eine Brücke zum Thema geschlagen. Aufklärung, noch immer sicher und schnell charakterisiert durch die von Kant formulierte *Maxime*, „jederzeit selbst zu denken“, ist für uns heute verbunden mit der Vorstellung literarisch vermittelter Bildung. Man denkt an die Schriften von Grotius und Spinoza, von Hobbes, Locke und Hume, von Voltaire und Lamettrie, an die Bücher von Leibniz, Wolff, Lessing und Kant, vielleicht auch von Mendelssohn und Nicolai. Nun besteht gar kein Zweifel darüber, daß die neue Bewegung in diesen Büchern einen deutlichen Ausdruck fand, und daß von ihnen vielfältige und starke Wirkungen ausgingen. Aber man überschätzt doch leicht die Papierflut des angeblich „tintenklecksenden Säkulum“, und man verkennt das Gewicht, das die mündliche Kommunikation damals noch hatte, haben mußte. Das letzte Drittel des 18. Jahrhunderts war ja erst eine wichtige Alphabetisierungsphase; erst jetzt wurde die Schulpflicht strikter verstanden, wurde der Schulbesuch allgemeiner, wurde das Lesenlernen ernster genommen und das Schreiben langsam zu einer allgemeinen Voraussetzung.

Diese Ausgangssituation muß man sich vergegenwärtigen, wenn von Lesewut die Rede ist. *Lesewut*: das ist ein Tadel, der in zahllosen Schriften der Zeit laut wird, manchmal in vager, allgemeiner Form, manchmal auf bestimmte Bücher oder mehr noch bestimmte Leser gemünzt, wie etwa auf die Jugendlichen oder auf die 'Frauenzimmer'. Dieser Vorwurf der Lesesucht und Lesewut taucht auf in einer Phase, in der die Fertigkeit des Lesens für viele eine noch ganz junge Errungenschaft oder gar ein erst anzustrebendes Ziel darstellte. Das ist kurios, aber es ist auch verständlich: In einem ersten Anlauf könnte man das Schlagwort von der Lesesucht geradezu aus einer Art Gesetzlichkeit ableiten, die bei sehr vielen Innovations- und Diffusionsvorgängen nachweisbar ist: gerade dann, wenn die Phase der stärksten Ausbreitung einer neuen Erscheinung erst einsetzt, wenn man also von einer „modischen Welle“ reden könnte, formieren sich Anti-Haltungen, erheben sich Gegenstimmen. Sie tragen im allgemeinen dazu bei, die Innovations- und Verbreitungskurve etwas abzuflachen, vermögen sie aber meistens nicht umzuknicken. Ein bekanntes Beispiel: als das Fernsehen aufkam, als innerhalb sehr kurzer Zeit immer mehr Haushaltungen mit Fernsehgeräten ausgestattet wurden, da erhoben sich die grellsten und lautesten Warnungen vor der neuen Fernsehsucht; später, in der Gewöhnungsphase, verstummten sie fast ganz und kommen erst jetzt, in gewandelter Form, wieder hervor.

Lesesucht, Lesewut – auch das könnte ein Vorwurf sein, der einfach auf die rasch einsetzende und innerhalb kurzer Zeit fast flächendeckende Ausbreitung eines Innovationsgutes, der Lesefähigkeit nämlich, reagiert. Aber abgesehen davon, daß eine solche Annahme mehr oder weniger mechanischer Gesetzlichkeiten die Frage der Erklärung nur verschiebt – der Vergleich mit dem Fernsehen hinkt auch bedenklich. Hinter der raschen Durchsetzung des Fernsehens stand

vor allem ein außerordentlich massiver Marktdruck, während eine ähnliche ökonomische Gewalt dem Büchermarkt des 18. Jahrhunderts nicht zugeschrieben werden kann. Dem entspricht es, daß das Thema Lesesucht auch gar nicht in der ersten Ausbreitungsphase dominiert, daß es vielmehr erst in einer zweiten Phase in den Vordergrund tritt, während wir es in der ersten eher mit einer verbreiteten öffentlichen Lesewerbung, mit Hunderten von Hinweisen auf den Nutzen des Lesens zu tun haben. Die beiden Phasen gehen allerdings fast unmerklich ineinander über, sie können nicht mit Jahreszahlen voneinander getrennt werden<sup>4</sup>.

Im Juli 1763 schreibt Christian Friedrich Daniel Schubart an Balthasar Haug: „Nördlingen, Hall, Esslingen – selbst Ulm und Augspurg zeigen Ihnen auf der Karte lauter poetische Wüsteneien, die erst spät angebaut werden dürften“<sup>5</sup>. Daß Hall – und sei es als „poetische Wüstenei“ – in diesem Zusammenhang erwähnt wird, ist übrigens durchaus ehrenvoll: hier sah Schubart wenigstens die Möglichkeit literarischer Urbarmachung, während er diese anderen kleinen Reichsstädten absprach. Schubarts Stichwort „poetisch“ läßt vor allem an die schöne Literatur denken, und diese Assoziation ist sicher auch nicht falsch. Um die gleiche Zeit, im Januar 1767, schrieb Christoph Martin Wieland, die Zeiten seien „nicht mehr ferne, da allgemeine Verachtung die Verächter der Musen auszeichnen wird; wenigstens müßten wir sehr nachtheilig von unsern Zeitverwandten denken, wenn wir das nicht hoffen würden.“<sup>6</sup> Solche Äußerungen sind Indizien für die wachsende Bedeutung der schönen Literatur.

Aber dies ist doch nur *eine* Linie. Im nördlichen Deutschland gab es um jene Zeit zahlreiche „Moralische Wochenschriften“, die es sich zum Ziel gesetzt hatten, die „allgemeine Lesbegierde“<sup>7</sup> zu wecken. Dies ist wirklich sehr breit und allgemein zu verstehen. Es ist richtig, daß die Moralischen Wochenschriften ihre bürgerlichen Leser zu weltlichen Lesestoffen hinführten<sup>8</sup>; aber darunter sind nicht nur (nicht einmal in erster Linie) Romane, ist nicht nur Poesie zu verstehen. Die bürgerliche Öffentlichkeit<sup>9</sup> konstituiert sich zwar – auch – literarisch, aber nicht schöngeistig. Im deutschen Süden, wo die Gattung der Moralischen Wochenschriften fast ganz ausfällt, übernahmen im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts Journale aller Art deren Funktion. 1774 klagt Schubart in seiner Deutschen Chronik, wie klein die Anzahl der Bürger ist, „welche lesen mögen“: „Eine Hauspostill, ein Gesangbuch und ein Calender, und alle drey oft erbärmlich eingerichtet, das ist die ganze Leserey unserer meisten Bürger. Die leeren Stunden verspazieren, verplaudern, verrauchen, vertrinken; ist ihnen weit angenehmer, als ihrer Seele durch Lesung nützlicher Schrifften Nahrung zu verschaffen . . .“<sup>10</sup> – Nützliche Schriften: das umfaßt *auch* Erzählungen und Romane, in denen Tugenden dem Leser exemplarisch vor Augen geführt werden; aber es zielt daneben auf Belehrung in den verschiedenen Wissenschaften, die sich damals fest zu etablieren beginnen: Ökonomie und Statistik, Geographie und Geschichte, Rechenkunst und Naturwissenschaft; es zielt auf praktische

Hinweise aller Art, auf politische Information und Diskussion, kurz: auf Aufklärung in einem umfassenden Sinne.

Schon damals tauchen Warnungen auf vor dieser umfassenden Aufklärung. Sie ließen sich unmittelbar belegen in einer Fülle von – teils plump-obscurantischen, teils vorsichtig abwehrenden – Zeugnissen. Ich beschränke mich auf eine Äußerung, die im gleichen Jahr 1774 der damals 27-jährige gebürtige Brackenheim David Christoph Seybold, später Professor der klassischen Philologie in Tübingen, niederschrieb. Es handelt sich um einen Passus aus der Vorrede zu den „Predigten des Herrn Magister Sebaldu Nothanker aus seinen Papieren gezogen“<sup>11</sup>, mit denen Seybold anonym auf den ersten Band von Friedrich Nicolais Nothanker-Roman<sup>12</sup> reagierte – teils zustimmend, teils ironisierend. Wir haben es also mit mehrfachen Brechungen zu tun; aber gerade weil David Christoph Seybold in dem betreffenden Abschnitt ausdrücklich von der Meinung der *anderen* spricht, darf das Zeugnis in unserem Zusammenhang ohne viele Einschränkungen verwendet werden.

„Leider!“, schreibt Seybold, „sehe ich, daß der eine Theil der Gelehrten die Aufklärung des Volks für nicht rathsam, der andere für unmöglich hält, und ein dritter weiß wohl gar nichts davon, und wird so bald nichts davon wissen, daß unter Menschenfreunden von einem solchen Projekt die Rede ist.“<sup>13</sup> Und dann führt er die Argumente der drei Gruppen vor, wobei der ersten im Umkreis unseres Themas besonderes Gewicht zukommt: „Worauf wird man noch verfallen, sprechen jene. Unsere Frauenzimmer sollen anfangen zu studieren. Da schreibt der eine Zeitungen, ein anderer eine Iris für sie. Was sollen sie mit Theorien der schönen Wissenschaften? Spinnen und nähen und kochen und stricken sollen sie lernen, wie unsere Großmütter, und das ist genug! Doch, das möchte noch angehen. Aber daß man nun auch die Bauern zu Gelehrten machen will – was soll man dazu sagen? Sollen sie ihre Prozesse selbst führen lernen? Sollen sie selbst einander vorpredigen können? Hinten nach wird man sehen, was da herauskömmt. Hat der Bauer nur erst höhere Einsichten, so wird er bald nicht mehr so gehorchen, und wer weiß, ob er nicht alsdann einmal auf die Untersuchung der Frage kömmt, ob er auch verbunden ist, so viele Steuern zu bezahlen? Der Bauer ist Bauer und soll es bleiben! die Welt ist bisher gut regiert worden, und oft am besten, je dümmer der Bauer war. Er mag es auch fernerhin seyn!“ Der Schreiber der Vorrede setzt sich mit diesen Argumenten auseinander; er betont, daß der Bauer ja kein Gelehrter werden, wohl aber „den bestmöglichen Gebrauch von seinem Verstand machen“ solle; und er führt dann die anderen Argumentationen vor und geht auch damit ins Gericht – der Behauptung von der Lernunfähigkeit des Volkes stellt er beispielsweise den knappen Hinweis entgegen, man habe „ja Beyspiele genug von Landleuten, die mehr Genie verrathen haben, als der Sohn des Professors“<sup>15</sup>.

Schon hier, bei dieser Revue imaginärer Aufklärungsgegner so gut wie in manchen Streitschriften der Zeit, tauchen die meisten Gründe auf, die auch gegen die *Lesewut* angeführt werden. Daß der Akzent allmählich, ohne daß die Sache, die

Inhalte ganz vergessen würden, so nachdrücklich auf das Medium der Vermittlung, eben das Lesen, gelegt wird, hängt sicherlich nicht zuletzt mit der quantitativen Ausdehnung, der Vermehrung, ja der Vervielfachung der Lektüre zusammen.

Im gleichen Jahr 1774 legt Balthasar Haug den „Versuch einer Berechnung des wissenschaftlichen Zustandes von Württemberg im Verhältniß gegen Teutschland“ vor; aufgrund einer Zählung der Schriftsteller und anderer statistischer Befunde stellt er – gewissermaßen 'objektiv' – fest, was er selber nicht vermutet hätte: „daß der extensive Zustand unserer Litteratur so beträchtlich wäre . . .“<sup>16</sup>. Dieser quantifizierende Nachweis zeigt eine neue Perspektive, und hier taucht auch das Stichwort auf, mit dem neuerdings in unserem Zusammenhang oft operiert wird. In seinem Aufsatz „Die Perioden der Lesergeschichte in der Neuzeit“<sup>17</sup> vertrat Rolf Engelsing die These, daß sich in Deutschland im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts eine „Leserevolution“ vollzogen habe<sup>18</sup>. Diese These bezieht sich einmal auf die Zunahme von Büchern und Schriften, zum andern aber auch auf die Veränderung der Lesegewohnheiten: war früher die *intensive* Wiederholungslektüre relativ weniger Bücher charakteristisch gewesen, so entspricht dem von Haug diagnostizierten „extensiven Zustand“ der Literatur die *extensive* und einmalige Lektüre, wie sie beispielsweise für den Konsumenten von Zeitschriften und Zeitungen bezeichnend ist.

„Wenn wir mehr selbst dächten, so würden wir sehr viel mehr schlechte und sehr viel mehr gute Bücher haben.“ Dieser Aphorismus von Lichtenberg erwies sich nachträglich als Prognose. Waren um 1770 etwa 3000 deutschsprachige Schriften registriert, so waren es um 1800 schon über 12000<sup>19</sup>. Bereits im Jahre 1773 klagt Johann Bernhard Basedow über „die Fluth der Schriften von einerley Inhalte, womit wir jährlich überschwemmet werden“<sup>20</sup>. Lesesucht ist die Entsprechung, das Komplement auf Subjektseite zu dieser objektiven Vermehrung des Lesestoffs. Tatsächlich erscheint im gleichen Jahr 1773 auch erstmals eine Schrift „Gegen die Sucht zu lesen bey Frauenzimmern niedriger Stände“<sup>21</sup>, und 1785 schildert und geißelt Johann Heinrich Campe die „epidemische Lesewuth“<sup>22</sup>.

Freilich, Lesewut ist zunächst einmal ein Schlagwort, mit dem es vorsichtig umzugehen gilt. Wer heute aus den Katastrophenüberschriften der Bild-Zeitung demographische Schlüsse ziehen wollte, der müßte sich wundern, daß außer den Redakteuren auch noch andere am Leben sind. Mit der Lesesucht könnte es ähnlich sein. Und in der Tat, wer aus diesen Äußerungen auf ein Volk unermüdlicher, buchgeiler, in Literatur versunkener und versenkter Leser schließt, ist auf dem Holzweg. Reinhart Siegert merkt kritisch-ironisch an, daß man sich auch dort, wo die sogenannte Trivilliteratur der Zeit einbezogen wird, im Bereich „der Ein-Prozent-Literaturgeschichte“ bewege<sup>23</sup>, und Rudolf Schenda, auf dessen Sozialgeschichte populärer Lesestoffe in diesem Zusammenhang nachdrücklich hinzuweisen ist, macht, ausgehend von einem späten – aus dem Jahre 1828 stammenden – Zeugnis über die Bücherflut und die Lesesucht, die

folgende Rechnung auf: die Jahresproduktion an Druckschriften lag damals maximal bei 10 Millionen Bänden, die Bevölkerungszahl in Deutschland bei 30-40 Millionen – es war also eine recht harmlose Epidemie, war mindestens keine Volksseuche. Schenda formuliert die These, daß noch im 19. Jahrhundert „das Lesepublikum entschieden weniger Lesematerial“ verbrauchte, „als die Kritiker des Lesens suggerieren wollen. Die Klagen über eine allgemeine Lese-sucht und über eine Massenproduktion von Büchern sind eine ideologische Fälschung“<sup>24</sup>. Lesesucht ist für Schenda ein „vom Staat und von linientreuen Pädagogen ... bereitgestelltes Propagandawort“<sup>25</sup>. Er leitet es her von der all-gemeinen Revolutionsangst, und er lokalisiert es konsequenterweise im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts, wo sich – daran besteht kein Zweifel – besonders viele Belege dazu finden lassen. Die Propaganda gegen das Lesen schlägt in dieser Sicht den Bogen zu den handfesten Zensurmaßnahmen, die damals ihren Ausgang nehmen und die sich mehr oder weniger kontinuierlich bis in die Restaurationszeit (und darüber hinaus) fortsetzen.

Schendas kritische Analyse bedarf allerdings ihrerseits des kritischen Kommen-tars<sup>26</sup>. Auch und gerade für quantitative Einschätzungen sind im allgemeinen nicht die absoluten Größen maßgebend, sondern die Relationen, der Vergleich. Es ist richtig, daß die Gesamtzahl der Druckschriften Ende des 18. Jahrhunderts immer noch erstaunlich niedrig war – aber: gegenüber dem Zustand um die Jahrhundertmitte war die literarische Produktion doch aus den Nähten geplatzt, war eine erstaunliche Expansion vor sich gegangen. Es ist richtig, daß die ‘Ver-weltlichung’ der Literatur viel zögernder vor sich ging, als es der Blick auf die Höhenwege der Literaturgeschichte mit den nachhaltigen Säkularisations-schüben vermuten läßt; zumal in Süddeutschland behielt die religiöse Erbau-ungsliteratur lange Zeit die Vorherrschaft – aber: nicht nur eine große Zahl von Romanen aller Art überschwemmte den Markt, sondern auch Journale, Zeitun-gen, Flugschriften belehrenden Inhalts. Es ist richtig, daß es nur eine blinde Metapher ist, wenn in den zeitgenössischen Schriften – und in einem Teil der heutigen Literaturgeschichte<sup>27</sup> – davon die Rede ist, daß „alle Stände“ lasen, ja lesewütig waren, während in Wirklichkeit bei der Mehrheit nur eine höchst eingeschränkte Lesefähigkeit vorhanden war – aber: es gibt zu denken, und es zeigt eine deutliche Wandlung in einem wichtigen gesellschaftlichen Teil-bereich an, wenn Schubart 1777 in der Vorrede seines „Kurzgefaßten Lehrbuchs der schönen Wissenschaft für Unstudierte“<sup>28</sup> schreibt, nun fahre „auch der Deutsche empor“ und rechne „es mit Recht seinem Kaufmann, einem Buch-händler, einem Künstler, einem Professionisten etc. zur Schande, wenn er in den schönen Wissenschaften ganz Fremdling ist.“

Die Verbindungslinie zur französischen Revolution, die in manchen Schriften Ende des 18. Jahrhunderts ausdrücklich gezogen wird im Sinne der Warnung vor Jakobinern und anderen Extremisten<sup>29</sup>, ist doch nur eine Linie, entlang der die Lesewut (als Tadel und als Phänomen) angesiedelt werden kann. Die Verschränkung, ja oft genug die Gegenläufigkeit von Motiven und Bedingungen,

die Dieter Narr in so vielen Bereichen der Spätaufklärung herausgestellt hat, ist auch für die Lesewut in Anspruch zu nehmen. In diesem Sinne – und mit dieser Einschränkung! – mag versucht werden, einige Hauptlinien auszusondern und nachzuziehen<sup>30</sup>.

1. Einmal zielte der Vorwurf der Lesewut auf ganz bestimmte Inhalte von Büchern und den dadurch vermittelten Lebens- und Lesestil. Justus Möser, den man gewiß als Aufklärer – wenn auch von der konservativen Sorte<sup>31</sup> – bezeichnen darf, fingiert im Jahr 1780 das Schreiben eines Verlegers. Dieser beklagt sich, „daß man anfängt, die Empfindsamkeit zu verschreien, die uns mehr wert ist als ein Bergwerk von Potosi. Wir haben mit ihrer Hilfe mehr als 20000 Leserinnen in Deutschland gewonnen“<sup>32</sup>. Empfindsamkeit – das ist das entscheidende Stichwort. Tatsächlich vollzog sich die größte Expansion der Literatur im schöngeistigen Bereich im Zeichen der – von Friedrich Bernitter einmal so bezeichneten – „Siegwartomanie“<sup>33</sup>. Millers, des Junginger Pfarrherrn, Roman „Siegwart“ brachte – nach einem Urteil aus dem Jahr 1800 – „eine Epidemie über Deutschland, welche weit länger anhielt, als die Pest zu Marseille, sich viel weiter ausbreitete, und nur mit vieler Mühe wieder ausgerottet werden konnte“<sup>34</sup>. Ob „Siegwart“ nur deshalb zum negativen Symbol wurde, weil zur Zeit seines Erscheinens die von Richardson ausgehende und in Goethes „Werther“ gipfelnde Mode der Empfindsamkeit bei der elitären Geschmacks-trägern schon wieder im Abklingen war, oder ob die tränenselige Geschichte Johann Martin Millers tatsächlich der Empfindsamkeit erst vollends zum Durchbruch verhalf, kann und muß hier nicht untersucht werden.

Reinhart Siegert vertritt die These, „daß wir selbst unter den Gebildeten der Zeit mit mindestens zwei Kulturkreisen zu rechnen haben, die sich wenig überschneiden: einem kleinen 'schöngeistigen', der bisher nahezu allein beachtet wurde, und einem weit größeren aufklärerisch-gemeinnützigen“<sup>35</sup>. Ich bin nicht sicher, ob sich diese Trennung so scharf durchziehen läßt – es gab damals ja doch eine ganze Reihe von Literaten, bei denen schöngeistige Orientierung und aufklärerisch-praktische Aktivität zugleich zu beobachten sind. Aber geht man einmal von der Trennung aus, dann ist *diese* Kritik an der Lesesucht keinesfalls anti-aufklärerisch, sondern erfolgt unter aufklärerischen Vorzeichen. Schon 1776, im Erscheinungsjahr des „Siegwart“, hatte sich Justus Möser über ein vornehmes Mädchen lustig gemacht, das zu winseln beginnt, so oft einem Täubchen der Hals umgedreht oder einer Ente der Kopf abgehackt wird, und das unfähig ist, einem Kranken oder Verletzten zu helfen – vor lauter zärtlicher Empfindsamkeit<sup>36</sup>. Diese ironische Kritik an der Empfindsamkeit hält sich als Topos und ist zeitweilig fast so häufig wie die empfindsamen Schriften selbst. Noch 1804 zeichnet Christian August Härter die falschen Bemühungen um die „übermäßige Verfeinerung“ der Bauern karikierend nach: er selber habe früher geglaubt, der Landmann sei „dann erst recht glücklich“, wenn er als „städtischer Elegant“ herumliefe, sich an Haydn und Mozart begeistere, „wenn er Wielands Oberon und die vossische Louise“ mit dem gleichen Behagen

wie seinen Kalender läse, ja, „wenn er beim Abstechen seiner feisten Schweine erst Ohnmachten oder Convulsionen bekäme, wie die nervenschwache Gattin eines verzärtelten Hofmannes, welche die ihr lästigen Stubenfliegen durch ihre Zofe im Wohnzimmer fangen, aber dann aus thierfreundlichen Gesinnungen, lebendig wieder zum Fenster hinaus werfen läßt“<sup>37</sup>. Lesewut also als Weg zu einer falschen, unangebrachten und untüchtig machenden „Verfeinerung“ – dies ist ein sehr wesentliches, in den Anfängen wohl das wesentlichste Motiv der Kritik<sup>38</sup>.

2. Ein schwächerer, aber doch zu beachtender Impuls der Lesekritik ist eine Wendung innerhalb des Horizonts der literarischen Wertung – die Wendung gegen die Trivialisierung der schönen Literatur. Für die Lesesucht taucht in den Schriften der damaligen Zeit auch der Begriff „Romanfieber“ auf. Das Negative dieses Begriffs lag nicht nur im Grund-, sondern auch im Bestimmungswort; Roman war an sich schon mit fragwürdigen Assoziationen behaftet. In einem Journal des Jahres 1789 findet sich ein Dialog zwischen einem Schriftsteller, der „ein Buch, das noch unter dem Rang des allerschlechtesten Journals steht“, geschrieben hat, und einem anderen – der Gesprächspartner errät sofort, daß es sich um einen Roman gehandelt haben muß, und er fragt rhetorisch: „Herr – was ist gemeiner als ein Romandichter?“<sup>39</sup>. Und als Friedrich David Gräter 1793 die poetische Noblesse des Akademieprofessors Johann Friedrich Conbruch würdigt, kontrastiert er sie mit der Banalität der Romanleser: „Es gehört nur halbe Verstandesreife und kaum ein Quentchen Gefühl dazu, um an einem Roman in dem trivialen Sinne des Wortes Geschmack zu finden“<sup>40</sup>. Tatsächlich scheint auf dem Gebiet des Romans der wechselseitige Anstoß zwischen Lesewut und „Vielschreiberei“<sup>41</sup> oder, wie es Balthasar Haug einmal nannte, „Schreibseeligkeit“<sup>42</sup>, besonders groß gewesen zu sein.

Soweit die Lesekritik ausdrücklich im Zeichen literarischer Wertung steht, ist in Rechnung zu stellen, daß sich der Freiraum des Ästhetischen eben erst herausgebildet hatte, daß sich erst vor kurzem die Schönheit der Literatur emanzipiert, gelöst hatte von der Forderung eines bestimmten Tugendkatalogs im Inhaltlichen<sup>43</sup>. Von hier aus erscheint es nicht verwunderlich, daß dieser Freiraum nun verteidigt wurde gegen die Überschwemmung mit ästhetisch Minderwertigem. Freilich überkreuzt sich dieses Motiv gerade in der Romankritik immer wieder mit der moralischen Perspektive: „Es gibt ja der Bücher genug, die man literarische Bordelle nennen könnte“<sup>44</sup>, kann man lesen – und „frivol“ wird nun zu einem Leitbegriff der Kritik, wobei alle Bedeutungsschattierungen vom wirklich Schlüpfrigen bis zum Nur-Sentimentalen damit gemeint sein können<sup>45</sup>.

3. Schwerer wiegt das dritte Motiv, das – und dies ist sinnvoll und notwendig – über den im engeren Sinne literarischen Horizont hinausführt. Es handelt sich um das eigentlich konservative Moment der Kritik am Lesen: ein Übermaß an Lektüre, zumal von „erdichteten Erzählungen der Romanwelt“, führt zum Gefühl des Kontrasts mit dem eigenen Dasein und zu einer Unzufriedenheit, welche

„bald an der Obrigkeit und Staatsverwaltung, bald an der Gesetzgebung und Gesetzhandlung, bald an den Sitten und Gebräuchen des Landes und der Zeitgenossen, etwas auszusetzen hat, und alles in der Welt reformirt und umgeschmolzen haben möchte“<sup>46</sup>. Dieses Argument steht in einer älteren Tradition – schon Friedrich II. von Preußen hatte die Meinung vertreten, es sei für die Leute „auf dem platten Lande genug, wenn sie ein bisgen Lesen und Schreiben lernen; wissen sie aber zuviel, so laufen sie in die Städte und wollen Secretärs und so was werden“<sup>47</sup>. Dieses restriktive Prinzip wirkt in der Landpädagogik, ja in großen Teilen der Volksschulpädagogik fort bis ins 20. Jahrhundert hinein.

Trotz dieser Kontinuitätslinie aber: die Belege in dieser Richtung häufen sich in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts; dies bestätigt die Zusammenstellung bei Rudolf Schenda. Und bezeichnenderweise wird selbst dort, wo das Lesen nicht attackiert, sondern gefördert werden soll, immer wieder prophylaktisch betont, daß es nicht um die Vermehrung des allgemeinen Wissens gehe, sondern darum, dem Menschen eine „richtige Kenntniß seines persönlichen Wirkungskreises“ zu vermitteln, das „Selbstdenken in seinem eigenen Wirkungskreise“<sup>48</sup>. Diese Zitate stammen von Rudolf Zacharias Becker, dem wichtigsten und einflußreichsten der 'Volkslehrer' der damaligen Zeit. Wenn es sein Ziel war, die Volksaufklärung vor der Revolutionsangst der Machthaber zu retten<sup>49</sup>, dann war dabei diese Eingrenzung der Aufklärung ein wichtiges Argument. Dies schloß freilich nicht aus, daß für andere eben diese Eingrenzung oft ein Mittel war, die Möglichkeiten der Aufklärung überhaupt in Frage zu stellen, die Aufklärer insgesamt zurückzupfeifen. Die folgenden Verse, die sich in einem Journal von 1789 finden, mögen vielleicht nicht einmal diese Intention gehabt haben – ihre Wirkung dürfte doch wohl in dieser Richtung zu suchen sein:

#### „Nuzen der Aufklärung.

Herr Duns bemühte sich, die Bauren aufzuklären  
Und sie von ihrer Furcht vor Geistern zu bekehren;  
Sein Vortrag wirkte schnell;  
Und kurz es zu erzählen,  
Auf einmal ward es hell  
In allen Baurenseelen.  
In seinen Garten, der gerad' am Kirchhof lag  
In dem sogar beim hellen Tag,  
Kein Bauer sich vorher gewagt,  
Aus Furcht vor abgeschiednen Seelen,  
Und vor dem Hund; der bei dem Beinhaus wacht,  
Lief nun das halbe Dorf bei finstrer Mitternacht,  
Aufklärungsvoll, um . . . ihm sein Obst zu stehlen!“<sup>50</sup>

4. In einer programmatischen Schrift, die Rudolph Zacharias Becker seinem „Noth- und Hülfsbüchlein“ vorausschickte, betont er, bei niederen Ständen sei „die Unwissenheit der für sie entbehrlichen Dinge . . . ihrer Aufklärung mehr beförderlich, als nachtheilig“<sup>51</sup>; er wolle „blos solche Wahrheiten“ vermitteln, „die der Bauer begreifen, und solche Mittel, die er selbst anwenden kann“<sup>52</sup>. Was hier als positives Programm erscheint, geht in anderen Schriften in eine Kritik am Lesen, an falscher und zu viel Lektüre, ein. Bestimmend ist hier wie dort der Blick auf die Praxis. Dabei ist zunächst einmal die Kritik an äußeren Belastungen ins Auge zu fassen, Belastungen zeitlicher und finanzieller Art, die nicht unterschätzt werden dürfen: eine Klopstockausgabe kostete damals ungefähr die Hälfte dessen, was die meisten Bürger in einem Jahr verdienten<sup>53</sup> – angesichts dessen war der Ruin durch Bücherkauf keine Horrorfiktion, und sowohl in Karl Philipp Moritz’ Roman „Anton Reiser“ wie in Schubarts Selbstzeugnissen kann man nachlesen, wie schnell vor allem junge Leute durch Lesewut in Schwierigkeiten gerieten. Aber die Kritik zielte darüber hinaus: der häufige Umgang mit Büchern, so nahm man an, mache lebensuntüchtig – der Vielleser drehe sich im Kreise praxisferner Ideen und Bilder. Vielfach zeigt sich in einer solchen Kritik eine Einstellung gegenüber den unteren Ständen, die zwar zum Denken im kleinen auffordert, die es aber nicht erlaubt, daß die eigene Position, ja daß das Wesen der Stände und Klassen ’hinterfragt’ wird. Vollends negativ muß uns diese Form der Kritik erscheinen, wo sie sich etwa pauschal gegen die Frau wendet, von der beispielsweise gesagt wird, „über eine gewisse Gränze hinaus dürfen ihre Kenntnisse nicht gehen, wenn sie nicht eine Last der menschlichen Gesellschaft werden soll“<sup>54</sup>. Auf der anderen Seite läßt sich aber auch dieser Kritik noch ein positive Seite abgewinnen, die beispielsweise bei Rudolf Zacharias Becker recht deutlich wird: sie zeigt, wie ernst damals der – heute vielbeschworene, in den aufklärerischen Schriften immer wieder aufscheinende – Alltag genommen wurde. Die aufklärerische Forderung, mit einem Menschen „in sein gegenwärtiges Leben“ hineinzugehen, „um zu untersuchen, unter was für Bedingungen er, nach seiner Lage in der Welt, der Glückseligkeit theilhaftig werden könne“<sup>55</sup>, erinnert geradezu verdächtig an die modische theologisch-pädagogische Maxime, die Menschen ’dort abzuholen, wo sie gerade sind’. Und diese Forderung bedeutet ja keineswegs, daß der bestehende Zustand einfach festgeschrieben wird; sie nimmt vielmehr Rücksicht auf die spezifischen Interessen und möglichen Ziele der Leute, und es dürfte als nachgewiesen gelten, daß die Aufklärung insbesondere dort erfolgreich war, wo die äußeren Verhältnisse die Ausformung und Artikulation solcher Interessen erlaubte – wie beispielsweise in Hohenlohe<sup>56</sup>.

Hält man an dieser Stelle inne und schaut zurück auf die charakterisierten Motive, so wird nicht nur die starke Verschränkung, das Ineinander deutlich, das die Trennung und Zuordnung im Einzelfall schwierig macht; es fällt auch auf, wie zwiespältig, ja vieldeutig jedes dieser Motive ist. Man verbiegt offenbar den

Sachverhalt, wenn man eines der Motive rundweg als positiv, das andere als negativ einstuft. Helmut Kreuzer stellt in diesem Sinne fest: „Die Lesesuchtkritik um 1800 wird auffälligerweise von Konservativen und Progressisten in weithin analoger Weise geübt“<sup>57</sup>. Ja man tut oft schwer, Konservative und Progressisten auseinanderzuhalten, und es kommt immer wieder vor, daß ein – in isolierter Form recht vernünftig klingendes – Argument sich bruchlos in einen reaktionären Kontext einfügt, wie auch umgekehrt, daß eine These, die für sich genommen skeptisch stimmt, zu einer richtigen oder doch verständlichen Äußerung gehört. Aufklärung ist keine geradlinige Autobahn, auf der sich die Geisterfahrer ohne Mühe feststellen ließen, sondern ein gewundener und entsprechend mühseliger Weg.

5. Dieses Gegeneinander, die Ambivalenz wird noch einmal besonders deutlich beim fünften Motiv, das für die Kritik der Lesewut anzuführen ist. Es handelt sich um den Vorwurf, das Übermaß an Lektüre und Lektüren führe zu einem inneren Chaos, zu einem „überfüllten Gedächtniß von unverdauten Begriffen“<sup>58</sup>. Gewiß war gerade auch dieses Argument manchmal das Mittel, einem Teil des Volkes in arroganter Form die Aufklärung zu verweigern – Dieter Narr hat einmal in differenzierter Weise die Äußerungen über die „Herablassung“ zum Volk unter die Lupe genommen<sup>59</sup>. Aber ‚diätetische‘ Gründe, Argumente für eine mähliche, ausgeglichene Entfaltung der geistigen Kräfte werden auch von solchen Aufklärern vorgebracht, die sich vom Prinzip „unendlicher Bildsamkeit“ des Menschen<sup>60</sup> – und damit aller Menschen – nichts abhandeln lassen und das Prinzip des Selbstdenkens strikt aufrechterhalten. Ja es ist gerade dieses Prinzip, welches das Übermaß und die großen Sprünge verbietet. Die ‚Dialektik der Aufklärung‘, deren unverstandene und mißverständene Erklärungen fast unweigerlich in Irrationalität umschlagen, wurde schon damals registriert: abergläubische Vorstellungen, die zum Zwecke ihrer Entlarvung und Bekämpfung publiziert worden waren, wurden eben dadurch verbreitet<sup>61</sup>; und verrückte Vorschläge, wie sie beispielsweise Rudolf Zacharias Becker in ironischer Absicht gegeben hatte, wurden durchaus ernstgenommen. Selbst sprechende Namen wie „Windbeutel“ hielten die Leute nicht immer davon ab, seinen ironischen Empfehlungen zu folgen<sup>62</sup>.

Wollte man das Prinzip des Selbstdenkens verwirklichen, so war damit auch ein langsames Tempo der Aufklärung vorgeschrieben. Wenn Rudolf Zacharias Becker die Meinung vertrat, dem Bauern müßten die „Einsichten stufenweise und seiner Fassung gemäß beygebracht werden“<sup>63</sup>, dann klingt dies, als werde ihm nur eine passive Rolle zugewiesen; aber gemeint ist ja doch seine eigene Fortbewegung, die eben auch nur stufenweise erfolgen kann. Aufklärung wird also verstanden als eine Art Schleusentreppe, die sicherstellt, daß die Öffnung zum vernünftigen Handeln nicht einer Flut der Unvernunft den Weg freigibt. Wenn auch für die unteren Volksklassen galt, daß sie nicht „irgend einer Autorität blindlings“ folgen sollten<sup>64</sup>, dann mußte man die Irrtümer langsam

angehen, ja man mußte hie und da auch Toleranz gegen das tradierte Schlechtere, gegen das zu Überwindende walten lassen.

Wolfram Fischer gibt in seiner Studie über die Aufklärung im Fürstentum Hohenlohe ein schönes Beispiel dafür: die Vorgänge im Zusammenhang mit der Einführung eines neuen ABC-Buches nach 1775 in Kirchberg<sup>65</sup>. Die Eltern der Schüler wehrten sich gegen das neue Lehrbuch; der Fürst, Christian Friedrich Karl, weigerte sich beharrlich, Zwangsmaßnahmen anzuwenden, „dann mit einem erzwungenen blinden Gehorsam ist mir nicht einmal gedienet“; er suchte die Erwachsenen vielmehr über Gespräche durch den Hofrat und das Konsistorium zu überzeugen. Auch manche der von Karl Schumm mitgeteilten Äußerungen des Kupferzeller Pfarrers Johann Friedrich Mayer könnten hier angeführt werden, so etwa sein Hinweis: „Ein bisgen Güte, Licht angezündet und es ihm nach und nach vorgehalten, nicht übereilt, richtet alles bei ihm aus...“<sup>66</sup>.

Mit Richtung gegen die Lesewut wird aus solchen Überlegungen vor allem der Vorwurf abgeleitet, es werde „zu viel gelesen und zu wenig beherzigt“ – so hat es der Ravensburger Johann Martin Kutter ausgedrückt<sup>67</sup>, der geradezu den Vergleich zwischen intensiver und extensiver Lektüre vorwegnimmt: früher seien alte Andachtsbücher in allen Häusern zu finden gewesen, jetzt würden die Bücher nach der Lektüre „kalt in einen Winkel“ geworfen. Das „umherschweifende Bücherlesen“, von Basedow schon 1773 aufs Korn genommen<sup>68</sup>, bringt nach dieser Auffassung schließlich den „reinen Leser“ hervor, wie er von Fichte später kritisch genannt wurde: den Leser, der liest „ohne alle Beziehung auf Kenntnis der Literatur und Fortgehen mit dem Zeitalter, lediglich damit er lese und lesend lebe“, und der „sich selbst in diesem ungewöhnlichen Zustande“ gefällt<sup>69</sup>.

Diese Konstruktion des „reinen Lesers“, dessen Lesehaltung man mit einem Begriff der modernen Fernsehkritik als „formale Betriebsamkeit“<sup>70</sup> charakterisieren könnte, bedeutet die äußerste Zuspitzung des Gegensatzes zwischen intensiver und extensiver Lektüre. Es erscheint notwendig, an beiden Seiten Korrekturen anzubringen. Im Blick auf die Vergangenheit: war nicht das ‚intensive‘ Lesen in Wirklichkeit oft ein stumpf-ritualisiertes, litaneiartiges Lesen? Wichtiger aber, mit dem Blick auf die damalige Gegenwart: war nicht die ‚extensive‘ Lektüre oft und oft auch Ausdruck einer wachen Hinwendung zur Realität, zur Welt in ihren immer vielfältiger werdenden Bezügen? Selbst dort, wo eine Art enzyklopädischer Neugierde und Neugierigkeitssucht kritisch registriert wird, handelt es sich in Wirklichkeit oft um den Versuch einer Aneignung der plötzlich weiter und offener gewordenen Welt.

Im Haller Stadtarchiv finden sich zwei Listen über die Bücherbestände des Buchdruckers Philipp Ernst Rohnfelder aus den Jahren 1797 und 1801<sup>71</sup>. Sicher sind sie nur mit Vorsicht auszuwerten; man muß beispielsweise fragen, ob es sich dabei nicht um ‚Ladenhüter‘ gehandelt haben könnte. Allerdings läßt der kleine Umfang der Bestände erwarten, daß Rohnfelder nur führte, was auch

nachgefragt wurde. Versucht man so einen vorsichtigen Überblick, so fällt neben dem Überhang an theologischen Schriften, der die traditionelle Schlagseite beweist, vor allem auf, wieviele populärwissenschaftliche Bücher – aus Geographie und Geschichte, Landeskunde, Forstwissenschaft, Mathematik etc. – vorhanden waren, wieviele praktische Anleitungen auch, für den Weinbau, für die Hausfrau und anderes mehr. Die Realien, die im Schulwesen noch lange im toten Winkel blieben, waren hier bereits emanzipiert; die Bücherlisten zeigen, wenn man so will, mögliche Stationen einer neuen Eroberung und Durchdringung der Umwelt.

6. Sieht man heute auf die nicht wenigen Schriften und die vielen mehr beiläufigen Äußerungen zum Thema Lesesucht zurück, so ergibt sich eine kuriose Paradoxie: diese Schriften reihen sich ja doch ein in die Vielzahl der Publikationen; sie trugen dazu bei, daß sich die Flut der Literatur noch vergrößerte. Um noch einmal mit der Parallele Fernsehen zu operieren: wir hätten es *dann* mit einem ähnlichen Vorgang zu tun, wenn heute die Kulturkritiker täglich eine Stunde zusätzlicher Sendezeit beanspruchten, um die Schädlichkeit und Gefährlichkeit der Fernsehsucht zu erläutern.

Diese Paradoxie löst sich aber weithin auf, wenn wir den sozialen Ort der hier behandelten Literatur bedenken: das Bürgertum, das damals in vielen Städten Leihbibliotheken und Lesegesellschaften – beides hing oft eng zusammen – gründete. Auch in Schwäbisch Hall gab es mehrere Ansätze dazu, getragen von dem schon erwähnten Buchdrucker Rohnfelder, später von einem weiteren Buchdrucker namens Schwend. Über die Zusammensetzung der damaligen Haller Leserschaft wissen wir so gut wie nichts. In den Statuten und Berichten aus anderen Städten wird immer wieder die „Vermischung der Stände“<sup>72</sup> betont – aber das zielt auf den Ausgleich zwischen dem Adel und den verschiedenen gehobenen bürgerlichen Schichten. Friedrich Nicolai hebt in seiner Reisebeschreibung einen entsprechenden Club hervor, als „einzige Gesellschaft in Nürnberg, wo ich einen jungen Patricier nicht gnädiger Herr nennen hörte“<sup>73</sup>. Der schichtenübergreifende Ansatz solcher Gesellschaften war in den euphorischen Phasen sicherlich ein wesentlicher Motor; in Zeiten der Gefährdung, als die Lesegesellschaften als „Aufklärungsfabriken“<sup>74</sup>, ja als Agenturen der Revolution denunziert wurden, scheinen auch die Spannungen zwischen den verschiedenen Schichten wieder aufgebrochen zu sein. Von Johann Gottfried Pahl gibt es eine mutige Kampfschrift über die Situation der Aufklärung nach der französischen Revolution<sup>75</sup>, die hinsichtlich der Propaganda gegen die Lesewut noch einmal den von Rudolf Schenda gesetzten Akzent der antirevolutionären Funktion dieser Propaganda zu unterstreichen vermag. Pahl greift vor allem „die Priester“ an, denen es „bey all ihren Unternehmungen zur Unterdrückung der Vernunft und des Forschungsgeistes“ gelungen sei, „sich hinter die Beherrscher der Staaten zu stecken und zur Ausführung derselben den weltlichem Arm in Bewegung zu sezen.“<sup>76</sup> Aber über diese ein wenig nach plumper Verschwörungstheorie riechende Generalthese hinaus bringt Pahl auch

eine Reihe differenzierender Beobachtungen. So spricht er davon, es sei nicht verwunderlich, daß sich viele gegen ihre – die Aufklärung verkündenden – „Vormünder“ auflehnten: „sie finden es demüthigend, andere, die doch mit ihnen von einer Hand aus einem Stoffe gebildet sind und in Absicht auf politische Verhältnisse und auch auf das Alter, sehr oft so tief unter ihnen stehen, ein höheres Maas von Weisheit und Einsicht, als ihnen selbst zu Theil geworden, einräumen zu müssen.“<sup>77</sup>

Es läßt sich nicht mit voller Sicherheit bestimmen, welche konkrete gesellschaftliche Stellung hier die Metaphorik von unten und oben anvisiert. Jedenfalls aber gehörte ein Teil der Wortführer der Aufklärung dem mittleren und unteren Bereich des Bürgertums und nicht den bisher schon einflußreichen Ständen an. Aber weder diese Notiz Pahls noch andere Hinweise erlauben den Schluß, daß beispielsweise Lesegesellschaften schlechthin egalitär gewesen wären. Schon die Eintrittsgelder und die laufenden Beiträge setzten eine deutliche soziale Schranke<sup>78</sup>, und auch andere Bestimmungen sorgten dafür, daß der Kreis der Mitglieder auf verhältnismäßig wenige 'Großbürger' beschränkt blieb – so, wenn es in den Statuten der Stuttgarter Lesegesellschaft von 1788 heißt: „Die Mitglieder versammeln sich vier Mal die Woche hindurch; Montags, Mittwochs, Donnerstags, Samstags; Nachmittags von 2–8 Uhr.“<sup>79</sup> Auch bei Berücksichtigung der gemächlicheren vorindustriellen Arbeitsverhältnisse wird man nicht annehmen dürfen, daß ein großer Teil der arbeitenden Bevölkerung diese Zeit für die Lesegesellschaft hätte erübrigen können. Die Crailsheimer Lesegesellschaft wird in einem zeitgenössischen Bericht „ein Club von Cavaliers, Beamten, Pfarrern und Bürgern“ genannt<sup>80</sup>; in Schwäbisch Hall und in Öhringen, wo ebenfalls eine Lesegesellschaft bestand<sup>81</sup>, dürfte es nicht viel anders gewesen sein.

Nach unten grenzten sich diese neuen Leser also sehr wohl ab, und die Wendung gegen die Lesesucht mag auch Teil einer – wahrscheinlich gar nicht sehr bewußt gehandhabten – Abgrenzungsstrategie gewesen sein, die der Konsolidierung der eigenen Gruppe, der lesenden Bürger, diene. Lesen – das war eine Bürger-tugend, war fast schon ein Gruppenabzeichen des gehobenen Bürgertums; was Wunder, daß man es anderen Schichten und Gruppen am unteren Rande und unterhalb des Bürgertums verweigerte. Lesen – das war hier ein Bestandteil öffentlicher Geselligkeit, das führte zur Diskussion, zur Verständigung und auch zum Vergnügen, wie die spätere Entwicklung der Lesegesellschaften beweist.

*Aufklärung* und *Lesewut* – die Begriffe sind blaß geworden. Der Börsenverein des Deutschen Buchhandels berichtete im Spätsommer 1979 triumphierend, das schlechte Urlaubswetter habe zu einer regelrechten *Lesewut* und damit zu einer erheblichen Umsatzsteigerung des Buchhandels geführt. Gleichzeitig wurde vom beachtlichen Verkaufserfolg des von Thaddäus Troll bearbeiteten, ursprünglich schwedischen *Aufklärungsbuches* „Wo kommt denn dia kloine Kender her?“ berichtet.

Lesewut und auch Aufklärung – die Wörter wiegen nicht mehr viel, sie wurden klein und glatt geschliffen in der bewegten Strömung von zwei Jahrhunderten. Aber die Sache selber ist dadurch nicht erledigt, das Problem ist nicht gelöst. Manches, was in der Pädagogik unter Schlagworten wie Theorie und Praxis, aktives Lernen, wirklichkeitserschließendes Lesen u.ä. diskutiert wird, gehört in den gleichen Zusammenhang wie unsere aufklärerische Debatte, und vielleicht ist die Identität, die heute jeden zweiten wissenschaftlichen Vortragstitel zielt, gar nicht so weit entfernt von der aufklärerischen „Glückseligkeit“. Die Epoche der Spätaufklärung jedenfalls, so scheint es mir nicht zuletzt dank der Vermittlung von Dieter Narr, ist uns in vielem näher als manche spätere Epoche – in ihrer immer wieder gebremsten Aufbruchstimmung, in ihrer sanften Radikalität, ihrer Gebrochenheit und Verunsicherung, ihrem Herbstgefühl auch, das sie halb akzeptiert und halb zu überwinden sucht. Die Parallele ist nicht nur ermutigend, zumal wenn man bedenkt, in welches Zeitalter die Spätaufklärung mündete. Aber sie vermag vielleicht den Blick zu schärfen für die Vorgänge und Zeichen der damaligen Zeit, die großen und auffälligen, aber auch für die kleinen wie die tatsächliche und vermeintliche Lesewut.

### *Anmerkungen*

- <sup>1</sup> Vgl. den Sammelband von Dieter Narr: Studien zur Spätaufklärung im deutschen Südwesten. Stuttgart 1979.
- <sup>2</sup> Aufklärung und Volkslektüre. Exemplarisch dargestellt an Rudolph Zacharias Becker und seinem 'Noth- und Hülfsbüchlein'. Mit einer Bibliographie zum Gesamthema. Ffm. 1978.
- <sup>3</sup> Sp. 585 f.
- <sup>4</sup> Rudolf Schenda faßt dementsprechend seine Hinweise zu „Lesenutzen, Lesesucht“ in einem Abschnitt zusammen: Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770-1910. Ffm. 1970, S. 57-66.
- <sup>5</sup> David Friedrich Strauß (Hg.): Schubarts Leben in seinen Briefen. Bonn 1878, Nr. 5. Zitiert nach Günter Erning: Das Lesen und die Lesewut. Bad Heilbrunn 1974, S. 14 und S. 120.
- <sup>6</sup> Brief an Johann Christian Heinrich Seidel; s. Günter Erning (wie Anm. 5), S. 108.
- <sup>7</sup> Das Zitat stammt aus einer ganz vereinzelt süddeutschen Moralischen Wochenschrift, dem „Neuen Rechtschaffenen“, der 1767 und 1768 in Lindau herausgegeben wurde; s. Jg. 1767, S. 2 (nach Erning S. 45).
- <sup>8</sup> Vgl. Albert Ward: Book Production, Fiction, and the German Reading Public 1740-1800. Oxford 1974.
- <sup>9</sup> Vgl. Jürgen Habermas: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Neuwied und Berlin <sup>6</sup>1974.
- <sup>10</sup> Erste Beylage zur deutschen Chronik. Monat August. 1774, S. 2f. (Neudruck Heidelberg 1975, Band I).
- <sup>11</sup> I., Leipzig 1774.
- <sup>12</sup> Das Leben und die Meinungen des Herrn M. Sebaldus Nothanker. I. Band 1773.
- <sup>13</sup> S. XXVIII f.
- <sup>14</sup> S. XXIX.
- <sup>15</sup> S. XXX f.
- <sup>16</sup> Stuttgart 1774, S. 12; vgl. G. Erning (wie Anm. 5), Seite 30.
- <sup>17</sup> In: Rolf Engelsing: Sozialgeschichte deutscher Mittel- und Unterschichten. Göttingen 1973, S. 121-145.
- <sup>18</sup> Schon zeitgenössische Urteile gingen in die gleiche Richtung; so hatte Balthasar Haug 1790 geschrieben: „Die sogenannte Aufklärung wird nach aller Ansicht auch eine litterarische Revolution ausbrüten . . .“ (Das gelehrte Wirtemberg. Stuttgart 1790, S. 23.).
- <sup>19</sup> Entsprechende Nachweise finden sich in zahlreichen Veröffentlichungen zur Buchgeschichte; vgl. z.B. Hans Widmann: Der deutsche Buchhandel in Urkunden und Quellen. 2 Bände, Hamburg 1965. Die Zahlenangaben sind allerdings cum grano salis zu nehmen, zumal seitdem

- die Aussagekraft der Messekataloge in Frage gestellt ist (vgl. Martin Fontius: Zur literarischen Bedeutung der Messekataloge im 18. Jahrhundert. In: Weimarer Beiträge 7/1971, S. 607-616). Die Relationen des Vergleichs dürften aber jedenfalls ungefähr richtig sein.
- <sup>20</sup> Zur elementarischen Bibliothek. Dessau <sup>3</sup> 1773, S. 354; zitiert nach Dominik von König: Lesesucht und Lesewut. In: Herbert G. Göpfert (Hg.): Buch und Leser. Hamburg 1977, S. 89-112; hier S. 105.
- <sup>21</sup> Ebd. S. 91; der Verfasser ist Rudolph Heinrich Zobel.
- <sup>22</sup> Ebd. S. 93; der Beleg findet sich in Campes Aufsatz: Von den Erfordernissen einer guten Erziehung von Seiten der Eltern vor und nach der Geburt des Kindes.
- <sup>23</sup> Aufklärung und Volkslektüre (wie Anm. 2), Sp. 576.
- <sup>24</sup> Volk ohne Buch (wie Anm. 4), S. 87 f.
- <sup>25</sup> Ebd. S. 59.
- <sup>26</sup> Kritische Stellungnahmen finden sich bei Dominik von König (wie Anm. 20), Reinhart Siegert (wie Anm. 2), Helmut Kreuzer: Gefährliche Lesesucht? Bemerkungen zu politischer Lektürekritik im ausgehenden 18. Jahrhundert. In: Rainer Gruenter (Hg.): Leser und Lesen im 18. Jahrhundert. Heidelberg 1977, S. 62-75.
- <sup>27</sup> Vgl. hierzu Alberto Martino: Die deutsche Leihbibliothek und ihr Publikum. In: Ders. (Hg.): Literatur in der sozialen Bewegung. Tübingen 1968, S. 1-26.
- <sup>28</sup> Leipzig 1777. Vgl. G. Erning (wie Anm. 5), S. 133.
- <sup>29</sup> Vgl. beispielsweise Johann Georg Heinzmann: Appell an meine Nation. Über die Pest der deutschen Literatur. Reprographischer Druck der Ausgabe Bern 1795, mit einem Nachwort von Reinhard Wittmann. Hildesheim 1977; dazu auch Gerhard Sauder: Sozialgeschichtliche Aspekte der Literatur im 18. Jahrhundert. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 4/1979, S. 197-241; hier S. 204 f.
- <sup>30</sup> Diese Linien tauchen auch in bisherigen Interpretationen auf; sie werden aber kaum irgendwo zusammengesehen.
- <sup>31</sup> Vgl. Hermann Bausinger: Konservative Aufklärung - Justus Möser vom Blickpunkt der Gegenwart. In: Zeitschrift für Volkskunde 68/1972, S. 161-178.
- <sup>32</sup> Justus Möser's Sämtliche Werke. Oldenburg, Hamburg 1954 ff., 9. Band, S. 122.
- <sup>33</sup> Württemberg. Pietismus. Schreiber. Schulen. Und Erziehung und Aufklärung überhaupt. Stuttgart 1787, S. 75; zitiert nach Dieter Narr (Anm. 1), S. 254.
- <sup>34</sup> Johann P. Pezzl: Ulrich von Unkenbach und seine Steckenpferde. Wien 1800, S. 75 f.; zitiert nach G. Erning (wie Anm. 5), S. 66.
- <sup>35</sup> Aufklärung und Volkslektüre (wie Anm. 2), Sp. 1149.
- <sup>36</sup> Sämtliche Werke 6. Band, 58-62.
- <sup>37</sup> C. A. H.: Ueber die öffentlichen und gemeinschaftlichen Vergnügungen der Landleute. Altenburg und Erfurt 1804, S. 7f.
- <sup>38</sup> Vgl. Gerhard Sauder: Gefahren empfindsamer Vollkommenheit für Leserinnen und die Furcht vor Romanen in einer Damenbibliothek. In: R. Gruenter (wie Anm. 26), S. 83-91.
- <sup>39</sup> Der Beobachter, hg. von Theophil Friedrich Ehrmann, 1. Band Stuttgart 1789, S. 316.
- <sup>40</sup> Mein Besuch bey Amalien und ihrem Gatten. Hg. von Dieter Narr, in: Württembergisch Franken 52/1968, S. 131-200; hier S. 154.
- <sup>41</sup> Johann Gottfried Hoche 1789, zitiert nach G. Erning (wie Anm. 5), S. 80.
- <sup>42</sup> Das gelehrte Württemberg (wie Anm. 18), S. 23.
- <sup>43</sup> Vgl. hierzu Klaus Bohnen u.a. (Hg.): Deutsch-dänische Literaturbeziehungen im 18. Jahrhundert. München 1979, insbesondere die Aufsätze von Jörg-Ulrich Fechner (S. 132-149) und Klaus Bohnen (S. 150-169).
- <sup>44</sup> G.S. Roetger: Ueber Kinderunzucht und Selbstbefleckung. Züllichau und Freystadt 1787, S. 116 f.; zitiert nach Dominik von König (wie Anm. 20), S. 102.
- <sup>45</sup> Vgl. zur Verwendung des Begriffes „lüstern“ in der literarischen Kritik Hermann Bausinger: Zu Kontinuität und Geschichtlichkeit trivialer Literatur. In: Eckehard Catholy und Winfried Hellmann (Hg.): Festschrift für Klaus Ziegler. Tübingen 1968, S. 385-410; besonders S. 400-403.
- <sup>46</sup> Johann Rudolph Gottlieb Beyer: Ueber das Bücherlesen, in so fern es zum Luxus unserer Zeiten gehört. Erfurt 1796; vgl. G. Erning (wie Anm. 5), S. 83.
- <sup>47</sup> Zitiert nach Arthur Eichler: Die Landbewegung des 18. Jahrhunderts und ihre Pädagogik. Langensalza 1933, S. 37, und Dieter Narr (wie Anm. 1), S. 196.
- <sup>48</sup> Rudolf Zacharias Becker: Versuch über die Aufklärung des Landmannes. Dessau und Leipzig 1785, S. 23 und S. 36.
- <sup>49</sup> Vgl. Reinhart Siegert (wie Anm. 2), Sp. 724.
- <sup>50</sup> Der Beobachter 1. Band Stuttgart 1789, S. 84 f.
- <sup>51</sup> Versuch über die Aufklärung (wie Anm. 48), S. 11.

- <sup>52</sup> Ebd. S. 69.
- <sup>53</sup> Vgl. Otto Dann: Die Lesegesellschaften des 18. Jahrhunderts und der gesellschaftliche Aufbruch des deutschen Bürgertums. In: Buch und Leser (wie Anm. 20), S. 160–193; vor allem S. 162 ff.
- <sup>54</sup> K.F. Pockels: Fragmente zur Kenntniß und Belehrung des menschlichen Herzens. Hannover 1788, S. 45; zitiert nach Dominik von König (wie Anm. 20), S. 97.
- <sup>55</sup> Johannes Kern: Sind alle Vorurtheile schädlich? In: Schwäbisches Magazin zur Beförderung der Aufklärung 1. Band Ulm 1786, S. 408.
- <sup>56</sup> Vgl. Wolfram Fischer: Das Fürstentum Hohenlohe im Zeitalter der Aufklärung. Tübingen 1958; Reinhart Siegert (wie Anm. 2), Sp. 605 f.
- <sup>57</sup> Gefährliche Lesesucht? (wie Anm. 26), S. 72.
- <sup>58</sup> J. B. Beneken: Vielleserey. Hannover 1791, S. 253 f.; zitiert nach Dominik von König (wie Anm. 20), S. 100.
- <sup>59</sup> Vgl. Studien zur Spätaufklärung (wie Anm. 1), S. 182.
- <sup>60</sup> Vgl. dazu den Aufsatz von Dieter Narr: Fragen der Volksbildung in der späteren Aufklärung. Ebd. S. 182–207, insbesondere S. 192.
- <sup>61</sup> Vgl. Hermann Bausinger: Aufklärung und Aberglaube. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 37/1963, S. 345–362.
- <sup>62</sup> Vgl. Reinhart Siegert (wie Anm. 2), Sp. 1007 f.
- <sup>63</sup> Versuch über die Aufklärung (wie Anm. 48), S. 47.
- <sup>64</sup> Kaspar Ruff in: Freyburger Beyträge zur Beförderung des ältesten Christentums und der neuesten Philosophie. 1. Band Ulm 1788, S. 12.
- <sup>65</sup> Das Fürstentum Hohenlohe (wie Anm. 56), S. 226–231.
- <sup>66</sup> Pfarrer Johann Friedrich Mayer und die hohenlohische Landwirtschaft im 18. Jahrhundert. In: Württembergisch Franken 30/1955, S. 138–167; hier S. 149.
- <sup>67</sup> J.M.R. (= Johann Martin Kutter): Ueber das religiöse und sittliche Verderben unseres Zeitalters und die Mittel ihm abzuwehren oder es zu vermindern. In freundschaftlichen Briefen. Biberach 1805, S. 85–92. Hier verdanke ich Dr. Dieter Narr nicht nur, wie bei vielen anderen Zitaten, den Nachweis, sondern auch die Auflösung der Initialen und die Zuweisung des Artikels an den Verfasser Johann Martin Kutter.
- <sup>68</sup> Vgl. Dominik von König (wie Anm. 20), S. 105.
- <sup>69</sup> Werke. 4. Band Leipzig o.J., S. 483 f.; vgl. dazu G. Erning (wie Anm. 5) S. 155; H. Kreuzer (wie Anm. 26), S. 63.
- <sup>70</sup> Dieter Prokop: Zum Problem von Produktion und Kommunikation im Bereich der Massenmedien. In: Ders. (Hg.): Massenkommunikationsforschung 1: Produktion. Ffm. 1972, S. 9–27; hier S. 11.
- <sup>71</sup> Bestand 4/4340 und 4/4488. Auf die Akten machte mich freundlicherweise Martin Blümcke aufmerksam; sie wurden bereitgestellt von Dr. Kuno Ulshöfer.
- <sup>72</sup> Otto Dann (wie Anm. 53), S. 171.
- <sup>73</sup> Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781. 1. Band Berlin und Stettin 1783, S. 251.
- <sup>74</sup> Diesen Ausdruck verwendet 1794 ein Hannoveraner Kanzleisekretär zur Rechtfertigung der Zensurbestimmungen für Leihbibliotheken und Lesegesellschaften. Vgl. Marlies Prüsener: Lesegesellschaften im 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Lesergeschichte. Sonderdruck aus: Archiv für Geschichte des Buchwesens, Band XIII/1972, Sp. 369–594, hier Sp. 504 f.
- <sup>75</sup> Ueber die neueren Anstalten gegen die Aufklärung. In: Johann Leonhard Rieger (Hg.): Der Geist unseres Zeitalters. 1795, S. 171–207.
- <sup>76</sup> Ebd. S. 177.
- <sup>77</sup> Ebd. S. 174 f.
- <sup>78</sup> Vgl. Otto Dann (wie Anm. 53), S. 168 ff.
- <sup>79</sup> Die Statuten sind abgedruckt bei G. Erning (wie Anm. 5), S. 116–118; hier S. 117.
- <sup>80</sup> Vgl. Irene Jentsch: Zur Geschichte des Zeitungslesens in Deutschland am Ende des 18. Jahrhunderts. Diss. Leipzig 1937, S. 149.
- <sup>81</sup> Vgl. ebd. S. 164.



*Dr. Dieter Narr*  
*geb. 7. September 1904*